

Kächele H (2006) Buchbesprechung: B. Strauß, M. Geyer (Hrsg.) Grenzen psychotherapeutischen Handelns. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 2006. *Psychotherapeut* 51: 480-481

B. Strauß / M. Geyer (Hg) Grenzen psychotherapeutischen Handelns. Göttingen. Vandenhoeck & Ruprecht 2006

Der zweite Weimarer Kongress zum Thema „Grenzen – Psychotherapie und Identität in Zeiten der Globalisierung“ im Juli 2005 thematisierte auch Grenzziehungen innerhalb des Faches. Der zweite Band handelt von den vielfältigen Herausforderungen, die der Prozess der Globalisierung für Psychotherapeuten in ihrer Arbeit bereithält. Er fordert in seinen zum Teil sehr persönlich gehaltenen Stellungnahmen dazu auf, Grenzen neu zu erkunden, neue Positionen zu entdecken und bewährtes aber nicht links liegen zu lassen.

Zunächst, und damit wird durch diese Entscheidung auch Position bezogen, werden „Grenzüberschreitende Theorien“ ins Auge gefasst. Höger und Biermann-Ratjen äußern sich dezidiert kritisch zu ‚modischen‘ Themen. Hat nun die Bindungstheorie jenen Einfluss auf das Feld der Psychotherapie, den man vermuten möchte, folgt man manchen Verlagsofferten? Jedenfalls hat sie, so Höger, noch keinen sehr bedeutsamen Einfluss auf die Publikation in den Fachzeitschriften nach sich gezogen. Zwar findet Höger, dass eine kleine Zahl von engagierten Autoren eine lebhafte Aktivität in der Forschung entfaltet hat; wie weit sich diese in den Köpfen und Herzen der Praktiker niedergeschlagen habe, sei nicht recht ersichtlich. Bedeutsam an Högers kritischer Sicht ist sein Hinweis auf die Gefahr, dass die originäre ethologische Forschungsmethodik der Bindungstheorie vom Singulären zum Allgemeinen voranzuschreiten, nicht angemessen aufgegriffen worden ist.

In ähnlicher Weise kritisch ist der Beitrag von Biermann-Ratjen, die der Frage nachgeht, ob die Säuglingsforschung die Psychotherapie verändert habe. Sie scheut nicht davor zurück, deutlich auszusprechen, dass sich ihre Hoffnung auf eine durch die Säuglingsforschung zu erwartende Konvergenz der verschiedenen therapeutischen Orientierungen, sich (bislang) nicht erfüllt habe. Außer der schon lange geteilten „Gemeinsamkeit in der Betonung der Intersubjektivität, der „großen Bedeutung speziell affektiver Austauschprozesse“ habe sich keine Entwicklung ergeben, dass die in der Säuglingsforschung prominente Betonung der „Selbstaktualisierung“ geteiltes Wissen geworden sei. Man spürt beim Lesen die Enttäuschung, dass die Gesprächstherapie mit ihrem Ahnherrn Rogers noch immer nicht (kassentechnisch) angekommen ist.

Grenzen zu thematisieren kann auch heißen über Grenzen hinauszugehen. Sachsse und Lammers geben sehr persönliche Berichte über die Veränderungen ihrer persönlichen Arbeitsweise, bei der sie neues Land jenseits der alten Grenzen entdeckt und befestigt haben. Kontrapunktisch dazu resümiert Broda seine langjährigen Bemühungen um Integration divergierender Schule und Auffassungen und deren Grenzen. Er bewegt sich dabei in einem Terrain, indem Grundorientierungen zu Berufsidentitäten führen, die gegenwärtig innerhalb und außerhalb des Wissenschaftlichen Beirats Psychotherapie heiß diskutiert werden.

Diese Diskussionen sind immer deutlicher eingebettet in handfeste Grenzen ökonomischen Denkens, in Kosten- und Nutzenerwägungen in der Psychotherapie. Lamprecht blättert noch mal zurück, erinnert an vielfältige Studien, die je nach Stimmung des Lesers mal euphorisch, mal depressiv machen. Sein Plädoyer geht dahin, vermehrt auch organische Erkrankungen in die Reichweite der Psychotherapie zu rücken, deren Bewältigung eine herkulische Aufgabe sui generis darstellt. Eine andere, ungewohnte Perspektive stellt die zunehmende Ökonomisierung des therapeutischen Handelns dar, wie Sprenger mit Hinweisen auf die Systemaspekte aufzeigt. Psychotherapie als Dienstleistung zu kennzeichnen, ist für ihn kein Unwort mehr. Und die ethische Frage, wer wann welche Ressourcen in Anspruch nehmen darf, wird uns schneller als gedacht, beschäftigen. Am Beispiel der andauernden Kontroverse um kürzere oder längere Therapien diskutieren Albani u. Geyer die brisante Frage, ob es

„politische, ökonomische und/oder berufs- und fachpolitische Interessen“ gibt, die unser Fach dem traurigen Beispiel der psychotherapeutischen Versorgung in den USA folgen lassen wollen. Cui bono? Wird man fragen müssen, wenn das pharmakologische Paradigma für die Psychotherapie in toto übernommen wird. Dabei illustrieren beide Autoren, dass es keinen einfachen Antworten gibt; die Komplexität der Zusammenhänge ist groß, und nur groß angelegte Studien erlauben die detaillierte Untersuchung solcher multivariaten Zusammenhänge. Diese Diskussion muss grenzüberschreitend geführt werden; ob nur lange intensive Therapien oder stepped care Ansätze die Zukunft der Psychotherapie bestimmen, muss derzeit noch offen bleiben.

Für den klinischen Leser fasst Reimer die wichtigsten Themen der zeitlichen Begrenzung in der ambulanten Kurzzeittherapie zusammen, wobei er Beratung, Krisenintervention und Kurzzeittherapie zu differenzieren sucht, da bei diesen drei Interventionsformen die Zeitbegrenzung ein markantes Merkmal darstellt. Kontrastierend dazu führt der Mikrokosmos der stationären Psychotherapie, für den Bartuschka die diskussionswürdige Metapher der Insel als Ausnahmesituation im stürmischen Umfeld erwägt, auf vielfältige Grenzen innerhalb der zeitlichen Begrenzung. Diese sind behandlungstechnisch notwendig, denn sie ermöglichen vielfältige Auseinandersetzungen. Der Umgang mit ihnen wird als strukturbildend konzipiert, da das Raum-Zeit-Kontinuum einer stationären Therapie weit entfernt von der Offenheit ambulanter Therapieprozesse ist. Spätestens wenn der Abschied bevorsteht, wenn das Boot wartet, das den Patient von der Insel zurück bringt in den Alltag, gilt es die „Zeit als Realität beim Beenden der Psychotherapie“ ins Auge zu fassen. Rieber-Hunscha hat sich auf dieses vernachlässigte Thema eingelassen und illustriert die große Relevanz der Abschlussphase in welcher therapeutischen Orientierung auch immer. Über eine Grenze, die man tunlich nicht überschreiten soll, - oder doch – oder nur manchmal – führt Krutzenbichler. Gewiss ein in der Ausbildung vernachlässigtes Thema, obwohl inzwischen vielfältige Untersuchungen dazu vorliegen. Gefordert ist ein Kodex, „der Glaubwürdigkeit, Schutz und Verlässlichkeit“ für Patienten und deren Therapeuten bietet. Und trotzdem endet der Autor: „in dubio pro libido“.

Glücklicherweise beschließen zwei rechtskundige Autoren diesen Band. Behrendt versucht Licht in die Frage nach dem „Verhältnis von Recht und Therapie“ zu bringen und erlaubt dem Leser einen weiten Kreis des europäischen Gedankengutes zu dieser delikaten Frage kennen zu lernen. Walther-Moog fügt dem kundige Hinweise zu notwendigen ethischen Richtlinien an. Positives Recht und Ethik begrenzen auf der einen Seite, aber bringen auch Sicherheit und Klarheit.

Auch dieser Band gibt eine reichhaltige das Thema des Kongresses variierende tour d’horizon; die Beiträge sind leserfreundlich und haben den Duktus der ihnen zugrunde liegenden Vortragsfassungen behalten.

Horst Kächele, Ulm